

Keine Menschenseele

*Ein Mann begeht ein unvorstellbares Verbrechen und empfindet keinen Funken Reue.
Die Geschichte des Mörders Rolf Hagen Teil 1: Leben und Tat*

Von Guido Mingels, Das Magazin,

Thorberg, 17. 8. 2007 Sehr geehrter Herr Mingels

Ich beziehe mich auf Ihre Anfrage, in welcher Sie über mein Leben schreiben wollen. Im Grundsatz bin ich nicht abgeneigt. Wenn Sie mich besuchen möchten, sollten Sie vorgängig bei der Kanzlei der Anstalten Thorberg während der Bürozeiten das Besuchsformular verlangen und dieses mindestens 3 Tage vor dem Besuch an die Kanzlei zurücksenden. Monatlich stehen mir maximal 5 Stunden Besuchszeit zur Verfügung. Ich hoffe, diese bürokratischen Hürden sind für Sie kein Hindernis, und es würde mich freuen, bald wieder etwas von Ihnen zu hören. Mit freundlichen Grüßen, R. Hagen

Hagen Rolf, geb. am 05. 11. 1971, von Winterthur, Maler, später Berufsunteroffizier der Schweizer Armee, wird schuldig erklärt des vollendeten Mordes, begangen am 12. Juli 2004 in Donauwörth, Deutschland, zum Nachteil des Yildiz Murat, geb. 18. 06. 1989, 15 Jahre alt, Schüler, deutscher Staatsangehöriger; sowie des versuchten Mordes zum Nachteil des Wernicke Ramon, 14 Jahre alt, Schüler; sowie der strafbaren Vorbereitungshandlungen zu Mord;

Hagen Rolf wird in Anwendung der Art. 6 Ziff. 1, 11, 21 Abs. 1, 43 Ziff. 1 Abs. 2, 46 Ziff. 2, 63, 65, 66, 68 Ziff. 1, 69, 112, 260bis Abs. 1 StGB, Art. 386 Abs. 1, 396 Abs. 1 StrV

verurteilt

zu lebenslänglichem Zuchthaus, wo- bei die Sicherheitsverwahrung angeordnet wird und eine psychotherapeutische Behandlung durchzuführen ist. Hagen Rolf kehrt unter Annahme von Fluchtgefahr zurück in den vorzeitigen Strafvollzug in die Anstalten Thorberg.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hinter Mauern

Der Thorberg ist ein Hügel aus Sandstein am Rande der Gemeinde Krauchthal, nahe Bern. Eine Strasse voller Kurven führt hinauf. Aus der Ferne sieht das Gefängnis aus wie eine mittelalterliche Burg. Die alten Mauern von neuen umgeben, alles mit Nato-Draht bewehrt. Ein erstes stählernes Gitter, eine Gegensprechanlage, bitte in die Kamera blicken. Mit einem Surren springt die mächtige Tür auf. In der Eingangsschleuse zwei Polizisten hinter Glas, Ausweis bitte. Was nicht benötigt wird ins Schliessfach, Handy, Portemonnaie, Schlüsselbund, Tasche. Ein Metalldetektor wie am Flughafen, es piepst. Schuhe ausziehen bitte. Es piepst. Gürtel ausziehen bitte. Besucher-Badge gut sichtbar montieren. Herr Aufdermaur wird Sie in den Besucherraum begleiten. Kopfsteinpflaster im Innenhof, Bohrgeräusche aus der Anstaltsschreinerei. Ein paar Stufen runter, ein Zimmer mit fünf Tischen. In einer Holzkiste in der Ecke liegen Plüschtiere, falls Kinder zu Besuch kommen.

An der hinteren Wand sitzt ein Mann, mit offenem Mund. Er erhebt sich und streckt die Hand zum Gruss.

«Haben Sie den Weg gut gefunden?»

Rolf Hagen kommt in Winterthur zur Welt, der Vater ist Betriebsdisponent bei den SBB, die Mutter, eine gelernte Coiffeuse, führt den Haushalt. Es gibt eine ältere Schwester. Er besucht die Volksschulen, Lieblingsfächer Werken und Sprachen, er macht bei den Pfadfindern und den Verkehrskadetten mit. Der Vater verlässt die Familie, als Rolf zehn Jahre alt ist. Nach einer Malerlehre arbeitet er fast zehn Jahre als Nachtwächter bei der Securitas. Nach der RS macht er weiter bei der Armee, bringt es zum technischen Feldweibel. Erste eigene Wohnung in Winterthur, dann Umzug nach Hofstetten, aufs Land, weil es dort besser ist für seinen belgischen Schäferhund, Sascha. Später Umzug nach Heimberg bei Thun, in die Nähe der Kaserne Jassbach, die Armee will ihn behalten, er wird Berufssoldat. Instruktor bei den Übermittlungstruppen, ein Experte für die Störung feindlichen Funkverkehrs. Dann fährt Rolf Hagen eines Montags im Jahr 2004 mit seinem Landrover Discovery nach Deutschland, um gemeinsam mit einem Mittäter einen 15-jährigen Jungen hinzurichten.

«Mein Leben», sagt Hagen, «hat auf einer halben Seite Platz.»

Er hat ein Gesicht, das man sich nicht merken kann. Die leichten Hängelider verleihen seinem Blick etwas Schläfriges. Der Bart um die jugenhaft runden Wangen ist erst im Gefängnis gewachsen und passt nicht zu ihm. Wenn er lacht, was er manchmal grundlos tut, bilden sich Fältchen auf seinen Schläfen und in der unteren Zahnreihe zeigt sich ein schief stehender Schneidezahn. Er trägt die braune Anstaltshose und über einem alten Pullover eine Sportjacke mit einem Aufnäher, BUSA, Berufsunteroffiziersschule der Armee, Herisau. Er ist gross und füllig, die Stimme tief und melodielos, sein Händedruck ist unbegreiflich warm und schwer.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

«Worüber wollen wir reden?»

Eine Gruppe von Reitern findet Murat Yildiz, 15 Jahre, aus Asbach-Bäumenheim, am Freitag, dem 16. Juli 2004, im Waldstück Enderlesholz bei Donauwörth-Wörnitzstein. Die Gerichtsmediziner beschreiben auf 35 Seiten die Leiche eines Jugendlichen, Körpergewicht 66 Kilo, Körperlänge 166 Zentimeter. Sie zählen und nummerieren dreissig Stichwunden, dem Opfer zugefügt durch ein Bajonett der Schweizer Armee, verteilt auf Hals, Brust, Bauch, Genitalregion und Rücken. Der Stichkanal von Wunde Nr. 24 ist von der Hautdecke bis zu den Lungenverletzungen 13 Zentimeter lang, vierzehnmal wurde in dieselbe Wunde nachgestochen. Sie notieren «Hautrötungslinien am Hals mit perlschnurartiger Kontur wie von einer Halskette»: Spuren des Erdrosselns. Sie finden 1,2 Liter Blut im Brustraum rechts und 0,7 Liter im Brustraum links. Sie vermerken Hinweise für eine Fesselung. Sie übergeben den Ohrring vom linken Ohr dem anwesenden Kriminalbeamten und messen das Gewicht des Herzens: 333 Gramm.

Sechs Wochen nach der Tat, am 27. August 2004, wird Hagen in der Kaserne Herisau festgenommen, seither befindet er sich in Haft, im April 2006 ergeht das Urteil. In den vier Jahren seit seiner Verhaftung ist dieser Mann, der sich in seinem ganzen Leben kaum je einen Gedanken über sich selbst gemacht hat, bis ins Innerste durchleuchtet worden. Dutzenden Polizisten, Ermittlern, Anwälten und Richtern erzählt er seine Geschichte. Er unterhält sich während mehr als hundert Therapiestunden mit mehreren Fachleuten und Professoren des forensisch-psychiatrischen Dienstes der Universität Bern. Psychologen testen seine Denk- und Abstraktionsfähigkeit, sie messen seine Depressivität, seine empirisch abgrenzbaren Persönlichkeitsmerkmale, seine sozial relevanten Verhaltensbereitschaften, seine Konfliktbewältigungsstrategien. Sie wollen herausfinden, wie es Rolf Hagen möglich war, eine Tat zu begehen, welche die Richter in ihrer Urteilsbegründung als «heimtückisch, listig, skrupellos», «äusserst verwerflich» und «unvorstellbar grausam» bezeichnen.

Hagen sieht dem Besucher unablässig in die Augen. Er sagt: «Ja, es war schon ziemlich extrem, das stimmt. Es war schon sehr rabiat.»

Der Einzelgänger

Von Anfang an gesteht Rolf Hagen alles, verschweigt nichts. Jeder, der mit ihm zu tun hat, ist irritiert durch die Offenheit, mit der er über seine Tat spricht – schonungslos gegen das Opfer und schonungslos gegen sich selbst. Sein Anwalt sagt, dass ihn die «Teilnahmslosigkeit» dieses Mandanten «tief erschreckt» habe. Sein Therapeut erlebt in Gesprächen «seine emotionslose Detailliertheit». Der Sachbearbeiter vom Dezernat Leib und Leben vermerkt die «erschreckende Genauigkeit» seiner Aussagen und die «völlig anteillosen Ausführungen zur Tat». Vor den Richtern auf Schloss Thun steht Hagen frei von Kalkül und belastet sich selbst durch ebenso präzise wie kalte Auskünfte, seine Worte empfindet das Gericht als «distanziert, monoton, ohne jede Gefühlsäusserung». Die forensische Gutachterin beschreibt Hagens Deliktarbeit als «konstruktiv, offen und authentisch, wenn auch, seiner Persönlichkeit entsprechend, ohne tiefere Beteiligung». Das Gericht kann bei diesem Angeklagten «kein Mitgefühl

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

und keine Reue erkennen» und konstatiert eine «komplette Geringschätzung menschlichen Lebens».

An einem Nebentisch im Raum hat eine junge Familie Platz genommen, der Vater, Häftling wie Hagen, erhält Besuch von Frau und Kind. Hagen sagt: «Dieser Junge – wie soll ich es sagen. Er war einfach ein Mittel zum Zweck. Wie ein Gegenstand. Ich kann es nicht anders sagen.»

Rolf Hagen ist zeitlebens ein konsequenter Einzelgänger, nahe an der sozialen Unsichtbarkeit. Ohne dass ihn das stören würde. Bis zu seiner Tat nimmt kaum jemand nachhaltig Notiz von ihm, nicht einmal seine Familie. Seine Schwester sagt, sie habe noch nie viel mit ihrem Bruder gesprochen. Sie habe ihre Welt gehabt und der Bruder die seine. Ihr Bruder habe sich den ganzen Lebensweg allein erarbeiten müssen, er habe niemanden gehabt auf der Welt, weder die Eltern noch einen Götti oder eine Gotte, die ihm den Weg aufgezeigt hätten. Sie könne nicht sagen, gesteht die Schwester, welche Interessen ihr Bruder gehabt habe. Auch der Vater, der seine Kinder nach der Trennung von der Familie ab und zu bei sich hat, weiss wenig über seinen Sohn zu berichten und gibt bei der Befragung an, nicht gewusst zu haben, dass sein Sohn homosexuell ist. Mit der Tat des Sohnes konfrontiert, gibt der Vater nur zu Protokoll, ihm «so etwas sicher nie zugetraut» zu haben. Die Mutter, an Alzheimer erkrankt, kann nicht befragt werden. Der Kommandant der Berufsunteroffiziersschule bezeichnet Hagen nach dessen Verhaftung als «auffällig unauffällig».

Die Ellbogen auf der Tischplatte, greifen Hagens grosse Hände ineinander wie zum Gebet. «Das Ganze hat wohl noch so einige aus den Socken gehauen. Wer mich kannte, wie ich draussen war, konnte sich bestimmt nicht ausmalen, dass der Hagen so etwas tut.» Jetzt steht, ungewollt, ein Lachen in seinem Gesicht, der Gedanke an die schockierten Bekannten amüsiert ihn.

Zwischen zwanzig und dreissig, zehn Jahre lang, marschiert und fährt Rolf Hagen als Nachtwächter durch die Quartiere Zürichs, allein. Objektschutz und Revierdienst bei der Securitas, ein Job, der ihm gefällt. Seine Schwester glaubt, die Uniform habe ihn beeindruckt – wie damals bei den Kadetten, wie bei den Pfadfindern, wie in der Armee. Rolf Hagen erzählt, dass er gerne durch die leeren Hallen der Fabriken ging, durch die leeren Büroräume der Firmen, durch die leeren Gärten der Villen an der Goldküste, «und man weiss, man ist völlig alleine hier, keine Menschenseele weit und breit». Er sitzt nachts um vier in der Portierloge der Midor AG in Meilen, er umrundet im Dunkeln immer wieder das Gymnasium Rämibühl und beobachtet die Fuchsfamilie, die dort unter einer Baracke in ihrem Bau wohnt. Überhaupt, die Wildtiere in der Stadt faszinieren ihn, die Rehe in Hottingen, die Eulen in Wipkingen, und die Igel, überall Igel. Er vermisst die Menschen nicht. Am liebsten ist ihm der Dienst im Zoologischen Garten. «Das war ein Gaudi, man hatte den ganzen Zoo für sich, und die Viecher kamen zu einem hin, weil sie dachten, wer kommt denn jetzt noch um diese Zeit.» Hagen lächelt, er geniesst die Erinnerung. Ein Vorteil seines Arbeitsrhythmus sei gewesen, sagt er, dass er jeweils nachmittags, wenn er frei hatte, einkaufen gehen konnte, «denn dann sind nur ganz wenige Leute in den Läden».

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nicht dass er Angst oder Scheu hätte vor den Mitmenschen: Sie interessieren ihn einfach nicht. Er ist sich selbst genug. Dr. med. Ralph U. Aschwanden, Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie und Hagens Therapeut, benutzt ein Bild, um seinen Patienten zu erklären: «Stellen Sie sich einen Alpöhi vor, das ganze Leben auf der Alp. Allein, aber nicht einsam, in seiner Welt und nach seinen Regeln lebend. Mit wenigen Bedürfnissen, aber dennoch zufrieden.» Der Therapeut zieht ein Buch aus einer Schublade, Internationale Klassifikation psychischer Störungen, und schlägt das Kapitel F60.1 auf, schizoide Persönlichkeitsstörung, vulgo Einzelgänger-Syndrom. Merkmale: 1. Wenn überhaupt, dann bereiten nur wenige Tätigkeiten Freude. 2. Emotionale Kühle, Distanziertheit oder abgeflachter Affekt. 3. Reduzierte Fähigkeit, warme, zärtliche Gefühle für andere oder Ärger auszudrücken. 4. Erscheint gleichgültig gegenüber Lob oder Kritik von anderen. 5. Fast immer Bevorzugung von Aktivitäten, die alleine durchzuführen sind. 6. Übermäßige Inanspruchnahme durch Fantasien und Introvertiertheit. 7. Hat keine oder wünscht keine engen Freunde oder vertrauensvollen Beziehungen. 8. Mangelhaftes Gespür für geltende soziale Normen und Konventionen. «Auf Hagen», so der Therapeut, «treffen sämtliche Kriterien zu.»

Verdikt der Gutachter: Der Explorand leidet an einer schizoiden Persönlichkeitsstörung mit narzisstischen und zwanghaften Zügen sowie an einer Störung der Sexualpräferenz durch pädophil-sexuellen Sadismus. Das Leben anderer bedeutet ihm nicht viel, und das Töten erregt ihn. Diese Kombination macht ihn gefährlich.

Bereits im Alter von zwölf Jahren, so erzählt Hagen seinen Analytikern, fühlte er sich angeregt durch Filme mit Kampfszenen zwischen Männern. Aus dieser Zeit ist ihm eine Sequenz aus einem Winnetou-Film, während der eine Kamera über tote Indianerleiber fährt, in angenehmer Erinnerung. Es sind die ältesten erregenden Bilder in Hagens Kopf, in dem sich mit den Jahren immer radikalere Fantasien einrichten. Der Tod, in Verbindung mit Zärtlichkeit, zieht ihn an; er denkt sich nichts dabei. Als er 1993 seine erste eigene Wohnung bezieht, beginnt er, sich Pornovideos auszuleihen. Der Sexualakt selber interessiert ihn dabei nicht sehr, er bevorzugt Filme mit Handlung, in denen Liebkosungen ausgetauscht werden oder in denen gekämpft wird. Er sagt aus, dass er sich schon immer daran störte, dass im Fernsehen viel mehr Frauen- als Männerleichen zu sehen sind. Im Alter von zwanzig Jahren interessiert er sich konkret für den Beruf des Leichenbestatters, er erkundigt sich nach Ausbildungsmöglichkeiten, man bescheidet ihm, er sei zu jung.

Hat er nie den Gedanken gehabt, dass er psychisch krank sein könnte? «Ich fühlte mich gesund. Ich hatte nie das Bedürfnis, zum Arzt zu gehen oder so, wegen meinen Fantasien. Sie waren ja etwas Angenehmes für mich.»

Es gibt ein paar zufällige Versuche, Liebesbeziehungen zu Männern aufzubauen, aber Hagen merkt jedes Mal rasch, dass er nicht findet, was er sucht. Oder er weiss noch nicht, wonach er suchen soll. Er fühlt sich bei diesen Kontakten gehemmt und blockiert, ist zum Teil impotent. Erst hinterher, wenn er allein ist, sich die Treffen zu Hause in Erinnerung ruft und sie mit seinen Fantasien ergänzt, erregen sie ihn.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Präzise Perversion

An seinen freien Nachmittagen geht Rolf Hagen oft mit seinem Hund Sascha spazieren. Geht in Hofstetten bei Elgg dem Farenbach entlang oder steigt am Wochenende auf den nahen Schauenberg, 894 Meter über Meer, beliebter Aussichtspunkt. Der Hund, sagt die Schwester, sei sein bester Freund gewesen. Hagen nimmt ihn mit zur Arbeit, zieht wegen ihm aufs Land, sechs Jahre lang ist das Tier sein treuer Begleiter. Doch es kommt zu Zwischenfällen, der Schäfer, so die Schwester, «entwickelte sich zum Angstbeisser». Einmal rastet der Hund in einem Tierheim aus, einmal verbeisst er sich in den Labrador der Schwester. «Da musste er halt abgetan werden», sagt Hagen. Aus Zeitmangel bittet er einen Bekannten, den Hund zum Einschläfern wegzubringen. Am Abend, als er von der Arbeit kommt, ist nur noch die Leine und das Halsband da. «Das war kurz ein komisches Gefühl, aber nicht gross.» Rolf Hagen geht am nächsten Tag wieder zur Arbeit, «und das wars dann».

Im Jahr 2000 legt er sich einen Internetanschluss zu, gerne sucht er nach Fotos von jungen Männern mit Verletzungen im Bereich des Brustkorbes. Seine Wünsche gewinnen nun an Präzision. Ihm gefallen halbwüchsige Knaben mit hübschen Gesichtern und nacktem Oberkörper, aber lieber mit Badehose als völlig unbekleidet. Seine liebste Vorstellung ist es, einen jungen Mann kennenzulernen, mit diesem in einen Wald zu gehen, ihn zu berühren und zu streicheln, um ihn dann plötzlich zu würgen und zu erstechen. Es stört sein Idealbild, wenn der Begehrte sich wehrt. Er entdeckt irgendwann, dass es Genre-Filme gibt, die seiner Sehnsucht entsprechen, Pornofilme, in denen Männer Männer lieben und töten. Er stösst im Internet auf anonyme Chatrooms, in denen andere Männer an dieselben Dinge denken wie er, er merkt, dass er nicht der Einzige ist. Manchmal, selten, kommt ihm der Gedanke, dass seine Wünsche nicht gesund sind, doch er glaubt, sie mithilfe des Internets abreagieren und kontrollieren zu können. Auf seiner Festplatte befinden sich am Ende mehrere Hundert Fotos und Filmsequenzen mit Tötungsszenen. Er onaniert jeden Tag vor dem Computer, um Ruhe zu finden. Daneben meistert er sein Leben. Es funktioniert. Falls er jemals wusste, dass etwas nicht stimmt mit ihm, so hat er es irgendwann einfach vergessen.

Mittäter Mathias B.

Seine früheste Kindheitserinnerung beschreibt Hagen gegenüber seinen Gutachtern so: Er sitzt auf einem Korpus und sagt zu seinen Eltern, «ich werde nie heiraten». Zur Trennung der Eltern befragt, sagt er, dass ihm «gar nicht gross aufgefallen» sei, dass der Vater plötzlich weg war. Die Mutter beginnt Anfang der Achtzigerjahre, psychisch kranke ältere Menschen im 9-Zimmer-Haus der Familie in Winterthur aufzunehmen. Sie machen mit im Haushalt, sie sitzen mit am Mittagstisch, sie sind am Weihnachtsabend mit dabei. Hagen beschreibt die Mitbewohner in der Erinnerung als «lästig». Seine Mutter, glaubt er, habe ein Helfer-Syndrom gehabt – er dagegen sei eher «der schadenfreudige Typ, der lacht, wenn andere auf die Schnauze fallen». Die Stimmung in seiner Familie bezeichnet er als «kalt und distanziert», beeilt sich dann aber, jeden Verdacht auszuräumen, er wolle seine Tat mit einer verpatzten Kindheit entschuldigen. «Den Punkt mit der Familie kann ich nicht bringen. Das habe ich auch meinem Anwalt gesagt. Ich bin selber verantwortlich für das, was ich getan habe.» Kein Trauma, keine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

massiven Gewalterlebnisse, kein eigener sexueller Missbrauch – Rolf Hagen verneint gegenüber Richtern und Gutachtern alles, was das Gewicht seiner Schuld mindern könnte.

Als ein Wachmann in der Tür des Besucherraums erscheint, schreckt Hagen ruckartig vom Stuhl hoch, sofort bereit, einem möglichen Befehl zu folgen. Die Anstaltsleitung beschreibt den Gefangenen Hagen als vorbildlich. Er selbst sagt, er schätze die klare Tagesstruktur im Gefängnis, dass man ihm jederzeit sagt, was er zu tun hat. «Noch 15 Minuten», sagt der Wachmann.

Ende Juni 2004 beginnt in einem Internetforum der Kontakt zwischen Hagen und dem späteren Mittäter, dem Deutschen Mathias B. Mit zunehmender Erregung stellen die beiden bald darauf in langen E-Mail-Dialogen fest, dass sich ihre Begierden gleichen. Am 2. Juli 2004 schreibt hagen93@bluewin.ch an mathias29@gmx.ch: «eine andere fantasie von mir ist, dass ich ne horde boys durch erschieszen mit pfeilen erledige. oder mit einem gewehr. alle jungs tragen nur badeslips und sonst nichts. was sagst du dazu?» B. antwortet: «ja, die jungs sind etwa 14-16 jahre alt, manche auch jünger. deine ideen sind nicht schlecht, aber ich stehe mehr auf würgen und strangulieren.»

Am 5. Juli 2004 fährt Hagen ein erstes Mal nach Donauwörth, um gemeinsam mit Mathias B. nach einem Mittel zu suchen für ihre Zwecke. Noch gehen sie relativ planlos vor. Der 14-jährige Ramon Wernicke*, dem die beiden spätnachts die Mitfahrt in ihrem Auto anbieten, kann sich, als die Täter ihn auf einem Feldweg gemeinsam packen, um ihn umzubringen, aus seiner Jacke winden und wegrennen. Hagen sagt später in der Hauptverhandlung aus, wäre dieser Junge nicht entkommen, wäre er jetzt vermutlich tot, Punkt 2 der Anklage: versuchter Mord. Am 6. Juli 2004, nach der Heimfahrt in die Schweiz, schreibt Hagen ermunternde Vorschläge an seinen Freund, wie man es das nächste Mal besser anstellen könnte beim Töten. «ist wie beim skifahren, fällt man um, muss man sofort wieder aufstehen und weiter üben bis mans kann.»

Der 12. Juli 2004

Bevor er losfährt, packt Rolf Hagen seine Sachen. Ein Paar OP-Handschuhe aus Gummi, eine Wäscheleine aus Nylon, ein weisses Frotteetuch, eine rot-schwarz-weiss karierte Picknickdecke, ein Bajonett zum Sturmgewehr 57. Er legt alles in seinen Landrover Discovery, Kennzeichen BE 334 495, und macht sich auf den Weg. Von Heimberg bei Thun über Bern, Zürich, Bregenz und Stuttgart bis zum Bahnhof des Örtchens Donauwörth nahe Augsburg, wo er sich mit Mathias B. treffen will. Er und sein Mittäter sind übereingekommen, nicht noch einmal dieselben Fehler zu machen wie beim ersten Mal. Sie wollen «die Sache diesmal feiner angehen und nicht mehr so plump», wie Hagen später aussagt. Noch während der Fahrt erhält Hagen ein SMS von B., er habe nun jemanden gefunden, der «hinhalten» würde. Mathias B. hat in einem Internetforum eine Annonce für ein Blinddate platziert, der 15-jährige Murat Yildiz hat geantwortet, man trifft sich in der Pizzeria beim Bahnhof. Der Jugendliche zeigt sich bereit, gegen einen Lohn von 150 Euro pro Person, für sexuelle Spiele mit Würgen zur Verfügung zu stehen. Murat Yildiz, Schüler, weist die beiden noch darauf hin, dass er um 22 Uhr zu Hause sein müsse.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

«Was mich selber erschreckt hat», sagt Hagen im Besucherraum der Anstalten Thorberg, «war, dass ich danach rein gar nichts empfand. Wir haben den umgebracht und sind dann in einer Beiz einen Schnaps trinken gegangen. Danach bin ich losgefahren und habe in einem Autobahnhotel übernachtet. Ich habe tief und fest geschlafen.»

Montag, 12. Juli 2004, kurz vor neun Uhr abends, Hagen, B. und Murat fahren los und erreichen bald das vorgesehene Waldstück. Hagen breitet seine Picknickdecke aus. Er trägt Latexhandschuhe, sein Mittäter Lederhandschuhe. Sie ziehen Murat bis auf T-Shirt, Slip und Socken aus, sie streicheln ihn. B. beginnt, den Jungen sanft zu würgen, lockert den Würgegriff immer wieder, drückt jedes Mal etwas stärker zu. Irgendwann beginnt Murat zu «hyperventilieren», sie lassen von ihm ab. Murat sagt, ihm sei kalt, sie geben ihm die Hose, alle drei setzen sich auf die Rückbank ins Auto, wo es wärmer ist. Wieder streicheln die beiden Männer den Jungen, und er streichelt seine Mörder. Murat sagt, er müsse nun langsam nach Hause. Die Täter steigen aus. Hagen sagt zu B., dass er den Jungen auch noch würgen möchte. Und dass man es dann «zu Ende bringen» solle. Sie sind sich einig. Nur noch zehn Minuten, bitten sie Murat. Der ist einverstanden, sich noch einmal strangulieren, sich mit Handschellen fesseln zu lassen. Hagen nimmt ihn nun «in den Schwitzkasten», B. hält seine Beine fest, damit er nicht strampeln kann. Murat wird ohnmächtig, sie ziehen ihm alles aus ausser das T-Shirt, Hagen verstaut die Kleider im Kofferraum. Murat kommt zu sich, er stöhnt, Hagen würgt ihn erneut bis zur Bewusstlosigkeit. Sie tragen ihn in den angrenzenden Wald, er gleitet ihnen aus den Händen, noch immer bewegt er sich. Hagen würgt ihn erst mit den Händen, dann drückt er einen Holzstock auf seinen Kehlkopf. Er dreht ihn auf den Bauch und presst sein Gesicht zu Boden, Mittäter B. wartet beim Auto. Murat kommt immer wieder zu sich, Hagen holt eine Hundeleine aus dem Auto, um «mehr Kraft» zu haben, würgt sein Opfer damit, bis er denkt, es sei «nun endlich tot». Er ruft den Mittäter, um den Jungen weiter in den Wald zu tragen. Murat gibt wieder Atemgeräusche von sich, Murat lebt. Hagen wird «wütend», geht zum Auto, holt das Bajonett aus dem Kofferraum. Er dreht Murat auf den Bauch und sticht ihn in den Nacken, Wunde Nr. 1, in die Schulter, Wunde Nr. 2. Noch immer hört er ein Stöhnen, noch immer hört er ihn leben, es macht ihn «rasend», Wunden Nr. 3, 4, 5. Laut eigenen Aussagen sagt er dann, «der Typ stirbt einfach nicht». Jetzt dreht er Murat auf den Rücken, stösst den Dolch in Hals, Brust, Bauch, «unzählige Male», wie er später den Ermittlern sagt, Wunden Nr. 6 bis 30. «Dann dachte ich, so jetzt reicht es. Es ist vorbei.»

Keine Menschenseele. Weit und breit.

Mittäter Mathias B. ist am 25. Juli 2005 vom Landgericht Augsburg zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe und zur Sicherungsverwahrung verurteilt worden, der höchsten Strafe, die das deutsche Recht kennt.

Haben Sie noch Ziele, Rolf Hagen? «Mein grosses Ziel ist es, irgendwann wieder hier rauszukommen. Dass ich irgendwann sagen kann, «Ciao Thorberg». Vielleicht in 15, vielleicht in 25 Jahren.»

Am 27. März dieses Jahres hat das Kreisgericht Thun die Verwahrung von Rolf Hagen, die es zwei Jahre zuvor selbst verhängte, aufgehoben und in eine stationäre therapeutische Massnahme umgewandelt. Entscheidend für den neuen Richtspruch war, dass Rolf Hagen im Herbst letzten Jahres eingewilligt hat, sich einer Hormontherapie zu unterziehen, bei der die Bildung des Sexualhormons Testosteron unterdrückt wird. Das Verfahren ist auch als «chemische Kastration» bekannt. Die Experten des forensisch-psychiatrischen Dienstes haben die Erfolgsaussichten der Therapie als «tendenziell positiv» beurteilt. Rolf Hagen, so sagt sein Therapeut, sei nun dabei «vom Mann zum Mensch zu werden».

„Denn ich bin ja ein Monster, auf eine Art“

Fragen und Antworten zu einer unvorstellbaren Tat. Die Geschichte des Mörders Rolf Hagen Teil 2: Interview

Der Winterthurer Berufssoldat Rolf Hagen wurde im April 2006 vom Kreisgericht Thun wegen eines sadistischen Sexualmordes zu einer lebenslänglichen Gefängnisstrafe verurteilt. Hagen hatte am 12. Juli 2004 gemeinsam mit einem Mittäter in der Nähe von Donauwörth, Deutschland, den 15-jährigen Murat Yildiz umgebracht. Der Fall erschütterte die Öffentlichkeit aufgrund der ausserordentlichen Brutalität und Kaltblütigkeit der Täter. «Das Magazin» traf Hagen, der in den Anstalten Thorberg bei Bern inhaftiert ist, zu mehreren ausführlichen Gesprächen. Schonungslos gegen andere und schonungslos gegen sich selbst, beantwortet der 37-Jährige alle Fragen mit einer radikalen Offenheit.

Herr Hagen, wie geht es Ihnen?

Eigentlich gut. Alles läuft normal.

Wie sieht Ihr Tagesablauf aus hier im Gefängnis?

Das geht alles sehr regelmässig. Um 6.45 Uhr ertönt das Wecksignal, um 6.55 Uhr kommt das Frühstück. Halb acht gehts zur Arbeit, ich bin in der Malerei beschäftigt, weil das mein erster Beruf war. Wir erledigen Aufträge für Kunden von aussen, aber auch Arbeiten am Gefängnis wie Neuanstriche von Mauern oder Fensterläden renovieren. Halb zwölf ist Mittagessen. Nachmittags wieder zur Arbeit. Jeden Tag gibt es eine Stunde Spazierzeit im Gefängnishof. Abendessen gibt es um 17.30 Uhr. Ab 18.15 Uhr ist Freizeit auf der Etage. Dort spiele ich öfter Billard mit Kollegen. Halb zehn ist Nachtruhe, dann sind alle Zellen zu.

Haben Sie Probleme mit Mitinsassen aufgrund Ihrer Tat?

Ich bin davon ausgegangen, dass ich Probleme mit Türken kriegen könnte. Weil mein Opfer ja Türke war. Ich dachte, ich müsse aufpassen, dass keiner hinter meinem Rücken steht. Aber es war bisher alles friedlich. Klar, als es nach der ersten Verhandlung Zeitungsberichte gab, kamen schon mal Kommentare.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Was für Kommentare?

Nichts Wildes. Es gab einen Häftling, ein Schweizer, der sagte mir klar ins Gesicht: Mit dir will ich nichts zu tun haben. Und das beruhte auch auf Gegenseitigkeit, damit war die Sache erledigt. Früher waren wir auf demselben Stock, da sind wir einander aus dem Weg gegangen.

Sprechen Sie mit Mitinsassen über das, was Sie getan haben?

Das kommt schon vor. Wenn ich selber davon erzähle, ist es gut. Manchmal kriege ich aber mit, dass andere über mich sprechen und die Sache total verdrehen. Das ist dann mühsam. Kürzlich hat einer offenbar rumerzählt, ich habe mein Opfer vergewaltigt und ihm das Bajonett in den Arsch geschoben und solche Sachen. Und das hat ein Arbeitskollege mitbekommen und mich darauf angesprochen. Ich musste alles mühsam richtigstellen. Denn vergewaltigt haben wir das Opfer nicht. Und das Bajonett war auch nie im Arsch. Ich habe das Opfer erwürgt und etwa 24-mal zugestochen, fertig. Das musste ich klarstellen, und das hat der Kollege dann auch akzeptiert.

Sie haben Ihrem Opfer auf schreckliche Weise Gewalt angetan und es umgebracht. Wenn aber eine Vergewaltigung im Sinne einer Penetration hinzugekommen wäre, so wäre dies von Ihren Mitinsassen als wesentlich schlimmer beurteilt worden?

Ja, schon. Dann würde es heißen «der Kindlificker» und so. Aber das habe ich nicht gemacht. Es war ein junges Opfer, das stimmt. Aber es hätte auch ein Älterer sein können. Das war bei mir nicht das Wichtigste, das Alter.

Es macht für Sie einen Unterschied, ob Sie als sadistischer Sexualmörder oder als «Kindlificker» gelten?

Ich habe jedenfalls schon von einigen Leuten gehört, dass die mit meinem Delikt weniger Probleme haben als mit jemandem, der effektiv Kinder vergewaltigen geht und sie dann leben lässt. Das können die Leute besser akzeptieren, dass ich das Kind umgebracht habe, weil dann ist es nicht mehr geschädigt, sozusagen. Wenn man so sagen kann. So sagten diese Leute das. Wenn ich ihn am Leben gelassen hätte, er dieses Erlebnis hätte verarbeiten müssen, dann wäre das fast schlimmer.

Sie beschreiben eine Art Gnadentod.

So kann man es vielleicht sagen. Also, das ist jetzt die Meinung dieser Leute.

Aber finden Sie das selber auch? Wäre Ihre Tat Ihrer Meinung nach schlimmer gewesen, wenn Sie den Jungen vergewaltigt, aber leben gelassen hätten?

Ich denke ja. Oder wenn wir ihn vergewaltigt und dann umgebracht hätten. Das wäre noch eine Stufe schlimmer gewesen. Würde ich sagen. Ich kann nicht sagen, dass mein Delikt nicht schlimm war. Es war sehr brutal. Aber es hat eine gewisse Grenze nicht überschritten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In der Urteilsbegründung sagen Ihre Richter, dass Ihre Tat «unvorstellbar grausam» war und dass sie sich «kaum einen grauenvolleren Mord vorstellen» können.

Wie ich schon sagte, es war extrem. Ich habe auch immer gesagt, dass ich meine Strafe verdiene. Ich will nichts relativieren. Aber zu sagen, dass es nicht noch schlimmer hätte sein können, kommt mir falsch vor.

Sie haben laut Ihren Gutachtern kein Einfühlungsvermögen. Ist Empathielosigkeit auch gleich Liebesunfähigkeit? Waren Sie jemals verliebt?

Nein. War ich nie.

Sie hatten aber mehrere Beziehungen zu Männern, als Sie um die dreissig waren.

Aber Verliebtheit war das nie. Meine erste Beziehung, wenn man es so nennen kann, hatte ich im Jahr 99. Da kam jemand auf mich zu. Aber ich habe das dann beendet, weil ich gemerkt habe, das sagt mir nichts. Es hat meine Fantasien nicht erfüllt. Ich hatte jedenfalls nie einen Freund oder Liebhaber, den ich geliebt habe.

Haben Sie jemals irgendjemanden geliebt?

Ich glaube nicht.

Ihre Eltern, Ihre Schwester?

Der Vater war ja früh weg, und die Mutter... das war immer ein ziemlich kühles Verhältnis. Der Vater und die Schwester besuchen mich jetzt manchmal hier auf dem Thorberg. Die Schwester häufiger als der Vater, aber er kommt auch ab und zu. Als ich draussen war, hatten wir praktisch keinen Kontakt. Jetzt ist es doch intensiver geworden, durch die ganze Geschichte. Eigentlich tragisch. Dass man erst durch so was wieder zusammenkommt.

Wie haben die beiden reagiert, als sie erfuhren, was Sie getan haben?

Über das Delikt reden wir nicht. Die Schwester hatte Akteneinsicht, sie weiss, was los war. Sie war sicher schockiert. Das Ganze hat wohl noch so einige aus den Socken gehauen.

Sie sagen das in einem belustigten Ton.

Weil es für viele wohl auch irgendwie absurd war. Wer mich kannte, wie ich draussen war, der konnte sich das sicher niemals vorstellen. Vom Schulkommandanten der Militärschule habe ich gehört, dass er mich als «auffällig unauffällig» bezeichnet hat. Und plötzlich kommt die Meldung, Hagen ist wegen Mord verhaftet.

Haben Sie jemals jemanden durch Tod verloren?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nein.

Sie hatten einen Hund, den Sie einschläfern liessen. War das schmerzhaft für Sie?

Den musste man halt abtun, weil er aggressiv wurde. Die Trauer hielt sich in Grenzen. Weil ich keine Zeit hatte, hat ein Kollege ihn zum Einschläfern weggebracht. Und am Abend, als ich von der Arbeit kam, war halt nur noch die Leine und das Halsband da. Das war kurz ein komisches Gefühl, aber nicht gross. Am nächsten Tag bin ich wieder zur Arbeit gegangen, und das wars dann.

Obwohl Sie den Hund ja gern hatten. Sie hatten ihn mehrere Jahre lang.

Ja, klar, sechs Jahre. Ich wollte ihn zunächst in ein Tierheim geben, aber das war gefährlich, denn er hatte seine Macken. Ich dachte, wenn der Hund an einen Halter kommt, der nicht mit ihm umgehen kann, dann gibts Probleme. Wenn ich ihn abtue, bin ich sicher, dass es nicht noch schlimmer wird für ihn. Dass er von Halter zu Halter kommt und so.

Das ist ein ähnliches Erklärungsmuster wie gegenüber Ihrem Opfer vorhin. Besser töten als «unwürdig» weiterleben lassen. Das Leben scheint Ihnen nicht allzu viel zu bedeuten.

Es wurde einfach mühsam mit dem Hund. Zu Leuten, die er kannte, war er ganz lieb. Aber einmal kam die Schwester mit ihrem Labrador bei mir vorbei. Erst kamen die zwei super aus, aber plötzlich packt mein Hund den anderen an der Hüfte und beisst den. Einfach ausgeflippt. Ich musste zum Tierarzt, man musste die Wunde nähen. So ging es einfach nicht weiter.

Zu Ihrer Therapie gehört auch ein Empathie-Training, man will Ihr Einfühlungsvermögen anregen. Wie geht das vor sich?

Da kriege ich so Aufträge, dass ich versuchen soll, mich in bestimmte Situationen hineinzufühlen. Ich habe in meinem Computer in der Zelle so Geschichten, die ich aufgeschrieben habe, meine Gewaltfantasien. Rabiante Sachen. Die ich inzwischen wieder gelöscht habe. Der Therapeut hat mir gesagt, ich soll diese Geschichten aus der Perspektive des Opfers umschreiben. Wie ist das, wenn mich einer absticht oder würgt oder so. Wie ist das, wenn einer Mutter der 15-jährige Sohn weggenommen wird. Aber da habe ich Schwierigkeiten. Da bin ich noch nicht so weit.

Aber Sie glauben daran, dass Sie das trainieren können?

Schon möglich, dass man das hinkriegt. Die Sensibilität hat sich schon stark entwickelt. Auch wenn wir jetzt hier über meine Tat reden, muss ich aufpassen, dass mir nicht plötzlich die Tränen kommen. Vor der Therapie war das anders. Da war es so, reden wir drüber, lachen wir drüber. Es war mir völlig egal.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Tatsächlich lachen Sie manchmal bei Ihren Ausführungen zur Tat, was sehr irritierend ist.

Das würde ich vielleicht als einen Schutzmechanismus bezeichnen. Es gibt ja nichts mehr zu lachen. Und nur heulen ist nicht interessant.

Können Sie Selbstmitleid empfinden? Können Sie verzweifelt sein über Ihre Lage?

Auch erst neuerdings. Es gibt jetzt Tage, wo ich in der Zelle hocke und denke, jetzt bin ich vielleicht noch vierzig Jahre hier drin. Das ist vor allem dann schlimm, wenn ein Mithäftling entlassen wird. Dann denkt man, und du hockst jetzt da, wegen dem Seich, den du gemacht hast. Wobei «Seich» ist auch wieder ein falsches Wort. Wegen dem Lustgewinn, den ich haben wollte. Wegen nicht mal fünf Minuten hockst du jetzt das Leben lang in diesem Zehnquadratmeterraum.

Sie fangen also an, sich selbst leid zu tun. Aber für das Opfer und dessen Angehörige haben Sie weiterhin kein Mitgefühl?

Nein, so weit bin ich noch nicht. Was ich irgendwann machen möchte, ist der Mutter des Opfers einen Brief schreiben. Ich habe schon relativ früh die ersten zwei Zeilen geschrieben, aber musste aufhören, weil ich nicht wusste, was ich sagen soll ausser «Es tut mir leid», Punkt. Das ist mir schon 2006 in der Gerichtsverhandlung vorgeworfen worden, dass ich nur Floskeln äussere, als ich gefragt wurde, ob es mir leid tue. Und das stimmt ja in meinen Augen sogar, es waren nur Floskeln, denn es tat mir ja nicht leid, ich fühlte ja nichts. Ich komme erst mit der Zeit langsam in die Richtung, dass ich der Mutter des Opfers einführend und mit eigenen Worten etwas schreiben könnte. Wobei man dann auch noch die Frage stellen muss, ob diese Frau so etwas von mir überhaupt hören will. Den Sohn zurückgeben kann ich ihr nicht.

Haben Sie sich jemals die Frage gestellt, warum der Anblick toter junger Männer Sie erregt?

Das war einfach immer irgendwie da. Von Leichen war ich schon früh fasziniert. Schon als Kind. Der Tod hat mich immer irgendwie interessiert. Wobei ich selber nie eine echte Leiche gesehen habe. Das war nur so eine Fantasie.

Hatten Sie je Angst vor Ihren Fantasien?

Nein. Sie waren ja etwas Angenehmes für mich.

Aber gleichzeitig wussten Sie doch, dass Sie niemandem davon erzählen konnten. Sie wussten also schon, dass das irgendwie krank ist.

Es gab mal eine Zeit, da war ich so Ende zwanzig, als ich darüber nachdachte, was machst du da eigentlich im Internet? Das ist eigentlich Kinderpornografie, was du da anschaust, irgendetwas stimmt doch da nicht. Eigentlich bräuchtest du Hilfe. Aber

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

dieser Gedanke hat sich dann auf dem Arbeitsweg von Winterthur nach Zürich wieder verflüchtigt.

Inwiefern hat das Internet Ihre Fantasien verstärkt?

Es wurde einfach immer mehr. Am Anfang war ich auf normalen Schwulen-Sites, aber dann hat man immer spezifischere Sachen gefunden. Es gab eine Steigerung. Zuerst ging es nur um normale Buben, in Badehosen. Dann in Kampfmontur. Dann abgeschlachtet. Ich habe Suchbegriffe eingegeben wie zum Beispiel «Boy» und «Warrior» und «dead». Ich hatte mehrere hundert Fotos und Filmchen beisammen. Am Schluss bin ich in den Ferien bis zu 24 Stunden am PC gehockt. Zumindest immer, wenn ich wach war. Und wenn ich mal schlief, träumte ich davon. Es war wie eine Droge.

Und so haben Sie auch Ihren Mittäter kennengelernt.

Richtig. Das ist wahrscheinlich ein entscheidender Schritt, man findet Gleichgesinnte. Ich bin nicht der Einzige. Es gibt verdammt viele Leute mit solchen Gedanken wie ich, das hat mich zunächst auch überrascht. Hätte ich den Mittäter nie getroffen, wäre es kaum passiert.

Alleine hätten Sie den Mord nicht verübt, glauben Sie?

Es war einfach wichtig, dass da jemand war mit demselben Wunsch, mit derselben Fantasie. Zu zweit kriegt man irgendwie, wie soll ich sagen, Gruppenstärke. Selber bin ich eher ein scheuer Typ, eher unauffällig und zurückgezogen, aber sobald man zu zweit ist, wird man stark genug, so etwas auch wirklich zu tun. Nicht nur davon zu reden. Alleine wäre die Hemmschwelle zu gross gewesen. Aber ich will damit nicht sagen, dass es an diesem Mittäter lag. Hätte es ihn nicht gegeben, hätte ich irgendwann einen anderen gefunden.

Ihre Tat brauchte einige Vorbereitung. Sie mussten sich mit dem Mittäter absprechen, Sie mussten Dinge wie Schlinge und Bajonett besorgen, Sie mussten eine lange Strecke mit dem Auto anreisen. Kam Ihnen in dieser ganzen Zeit nie der Gedanke, dass es unrecht ist, was Sie vorhatten? Dass Sie umkehren sollten?

Damals habe ich nie über Recht oder Unrecht nachgedacht. Erst seit der Zeit im Gefängnis denke ich daran, dass ich ja in einigen Momenten hätte sagen können, Moment mal, was tust du hier eigentlich? Damals gab es eben nur dieses «Ich will jetzt, ich will jetzt, ich will jetzt». Man hat endlich jemanden gefunden, der mitmacht, man hat es vorbereitet, und dann geht man mit einem einzigen Gedanken da hin: Jetzt will ich es endlich machen, jetzt will ich es endlich sehen. Und so ist es dann passiert.

Ihre Gutachter attestierten Ihnen eine volle Einsichtsfähigkeit, aber eine verminderte Steuerungsfähigkeit. Sie konnten also jederzeit erkennen, was Sie tun, konnten sich aber nicht mehr davon abhalten, dass Sie es tun. Sehen Sie das selber auch so?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das kann man so sehen. Ich war wie eine Maschine, gesteuert von meinen Fantasien. Und das Opfer war einfach ein Gegenstand.

Empfinden Sie so etwas wie Selbsthass aufgrund dessen, was Sie getan haben?

Bis jetzt noch nicht. Das könnte sich noch entwickeln. Ich hatte schon Selbstmordgedanken, aber das ging nie so weit, dass ich mir tatsächlich die Pulsadern aufschneiden wollte. Das nicht.

Ich meine nicht Selbstmord, sondern Selbsthass. Das Gefühl, dass Sie sich selbst zuwider sind, wenn Sie an Ihre Tat denken. Gibt es das nicht?

So weit geht das nicht. Aber es kommt vor, dass ich mir sage, was hast du da gedacht, als du das Zeug gemacht hast? Was hattest du für Scheissgedanken?

Dann sind Sie sich selbst unheimlich?

Manchmal schon, ja. Am Tag nach der Tat schrieb ich dem Mittäter in einer E-Mail, dass ich überhaupt nichts fühle. Ich fragte mich selbst, was mit mir los sei. Ich wusste ja, dass ich den Jungen umgebracht hatte, und ich wusste theoretisch, dass das eine richtig grobe Sache war. Aber ich habe nichts empfunden. Das hat mich viel mehr erschreckt als die Tat selbst.

Haben Sie denn gar nicht an die Tat gedacht?

Doch, schon. Aber ich hatte keine Alpträume, keine Gedanken ans Opfer, kein schlechtes Gewissen oder so, was man ja haben müsste. Manchmal habe ich mir in den Tagen danach die Frage gestellt: Habe ich überhaupt etwas gemacht? Weil einfach alles wie weggewischt war. Und dieser Gedanke hat mich am meisten erschreckt. Was bist du für ein Mensch, habe ich mir gedacht, dass du nichts fühlst.

Welche Gedanken hatten Sie, wenn Sie an die Tat dachten?

Eher so Dinge wie «Wann werden sie ihn finden?», «Welche Gefahr besteht für mich?». Ich fühlte mich relativ sicher.

Obwohl Sie viele Spuren hinterliessen. Man hat Sie sehr leicht finden können.

Also da muss ich sagen, das lag nicht an mir, sondern am Mittäter. Und den fanden sie ja nur durch Zufall raus. Von mir hatten die gar nichts. Wären sie nicht auf ihn gekommen, hätten sie mich vielleicht nie gefunden. Aber er hat leider die Spuren nicht richtig beseitigt.

Sie sagen «leider».

Ja, denn dann hätte man uns nicht gefunden. Wir hätten weitermachen können, eigentlich.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

«Weitermachen»?

Ja. Das wäre möglich gewesen.

Und das hätten Sie besser gefunden? Natürlich, Sie sind jetzt im Gefängnis, Ihr Leben ist verpfuscht. Aber können Sie nicht dennoch zum Schluss kommen, dass es besser ist, dass Sie gefasst wurden?

Man denkt natürlich immer an draussen, an die Freiheit. Das braucht man als Fernziel, sonst kann man sich gleich die Kugel geben. Aber gleichzeitig weiss ich auch, dass es gut ist, dass ich hier drin bin. So wie ich damals veranlagt war, hätte ich wahrscheinlich schon mehrere Sachen gemacht. Vielleicht noch schlimmere.

Sie hätten wieder gemordet?

Ich denke schon, ja.

Stellen Sie sich manchmal vor, wie Ihr Leben wäre, wenn Sie unentdeckt geblieben wären?

Dann hätte ich die Berufsunteroffiziersschule abgeschlossen. Hätte als Instruktor weitergemacht. Hätte mir vielleicht irgendwann ein Häuschen gekauft, in ein paar Jahren. Und irgendwie ein zweites Leben geführt daneben. Unter Umständen hätte ich mir noch weitere Opfer gesucht. Ich würde fast sagen, dass ich dabei war, zum Serientäter zu werden, damals. Denn die erste Tat brachte nicht, was sie eigentlich sollte.

Dann müssten Sie doch eigentlich froh sein, dass Sie im Gefängnis sind. Sie erhalten die Chance auf ein anderes, ein zweites Leben, auch wenn es hinter Mauern ist. Ihr Opfer aber hatte nicht mal ein halbes Leben.

Auf eine Art bin ich auch wirklich froh, bin ich jetzt drinnen, denn hier drin muss ich mich nicht gross um etwas kümmern. Ich will nicht sagen, dass ich gerne hier drinnen bin. Aber es hat seine Vorteile.

Was vermissen Sie am meisten?

Dorthin zu gehen, wo man grad möchte. Die Möglichkeit zu haben, mal ins Auto zu steigen und rumzufahren, mal nach Basel runter oder ins Ausland. Oder irgendwas, wozu man grade Lust hat. Die Freiheit, etwas zu entscheiden.

Sie haben feuchte Augen. Wühlt Sie dieses Gespräch auf?

Zum Teil schon, ja. Es wühlt auf, immer wieder über die Vergangenheit nachzudenken. Und das ist auch gut so. Sonst wäre ich ja ein Eisklotz. Sonst wäre ich der Eisklotz, der ich nach der Tat war. Der möchte ich nicht mehr sein.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie waren also ein Eisklotz nach der Tat?

Man bringt jemanden um. Man geht ins Hotel, schaut Fernsehen, schläft normal und denkt nie ans Opfer. Kein Traum vom Opfer. Man fährt heim und denkt an ganz andere Sachen, gar nicht daran zurück. Erst wenn man sich konzentriert und darüber nachdenkt, was hast du eigentlich gemacht, erst dann kommt es einem wieder in den Sinn – und das bezeichne ich als Eisklotz.

Das Bild vom Eisklotz, würden Sie sagen, passt zu Ihnen? Bis zur Tat, im Moment der Tat und danach?

Eigentlich schon, ja. Es passt zu meinem ganzen Leben.

Und jetzt haben Sie das Gefühl, Sie tauen ein wenig auf?

Ja, er fängt an zu schmelzen. Mal mehr, mal weniger.

Sie erschrecken also über Ihre Kälte. Aber trotzdem empfinden Sie keine Reue, kein Mitgefühl für das Opfer? Sie erschrecken demnach nur über sich selbst, nicht aber über die Konsequenzen Ihrer Tat. Ist das so?

Ja, weil ich mich eben nicht in das Opfer einfühlen kann. Das war nur ein Mittel zum Zweck. Effektiv ein Gegenstand. Ich muss es so sagen. Ein Gegenstand, den man verwenden wollte zum Lustgewinn. Und das Schlimmste ist, es hat ja nicht mal etwas gebracht. Das tut mir fast noch mehr leid. Dass ich ihn umgebracht habe, und es hat mir nichts gebracht.

Es tut Ihnen «fast noch mehr leid» als was?

Nein, das habe ich falsch gesagt, es tut mir nicht «noch mehr leid». Es tut mir einfach leid. Es hat mir persönlich ja nichts gebracht. Die Wirkung war nicht so wie geplant.

Verstehe ich richtig: Es wäre für Sie einfacher gewesen im Nachhinein, wenn es wenigstens ein grossartiges Erlebnis gewesen wäre?

Ja, denn dann hätte ich – das klingt natürlich auch wieder hart – Stoff für meine Fantasien gehabt. Etwas zum Erinnern.

Weil Sie sich mit solchen Erinnerungen sexuell stimulieren können.

Genau. Aber diese Erinnerung ist einfach – nicht brauchbar. Wenn ich es so sagen kann. Sie ist da. Ich weiss, dass ich es gemacht habe. Ich weiss, wie ich es gemacht habe. Aber sie ist nicht erregend. Sie bringt mir nichts.

War Ihre Motivation zur Tat mehr das erwartete sexuelle Erlebnis selbst oder die Aussicht, nachher eine erregende Erinnerung zur Verfügung zu haben?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zuerst einmal schon das sexuelle Erlebnis selbst. Jemanden umzubringen mit all den Fantasien, die ich hatte, wie das überhaupt ist. Und die Erinnerungen wären danach einfach da gewesen, um das wieder aufzukochen, um es nochmal geniessen zu können. Aber das ist eben total weggefallen, weil es keine brauchbare Sache wurde. Das ist es auch, was mich stört am Ganzen. Es hat mir persönlich gar nichts gebracht. Das tut mir leid.

Aber das ist doch – Entschuldigung. Das ist doch Wahnsinn, so etwas zu sagen. Der Mord würde Sie weniger stören, wenn er Sie wenigstens erregt hätte.

Das klingt jetzt alles vielleicht etwas hart für Sie oder für die Leser. Klar könnte ich hier auch sagen: «Es tut mir alles schrecklich leid», ich könnte den Unschuldigen markieren, den reuigen Täter. Aber ich habe diese Empfindungen nun einmal nicht. Und ich will hier schliesslich offen reden.

Sie haben Ihre eigene Logik, eine Logik ohne Moral. Aber sehen Sie denn auch, dass diese Logik ungeheuerlich ist?

Das ist mir absolut bewusst. Wenn ich mich jetzt von aussen betrachten und mich nach der Tat sehen würde: Hey, du hast einen umgebracht, und du hast gar keine Gefühle für das Opfer, rein gar nichts, du fährst weg vom Tatort, sitzt arschcool bei McDonalds und isst deinen McTasty und denkst nicht daran und es beschäftigt dich keine Minute mehr. Wenn ich das so überlege, dann finde ich das auch völlig daneben.

«Völlig daneben»?

Ja. Wie soll ich es sagen? Es ist schlecht. Schlimm. Brutal. Das weiss ich.

Sie können also aus Ihrer Täter-Logik heraustreten und von aussen auf sich blicken. Und dann erkennen Sie, wie ungeheuerlich Ihre Tat war.

Ja, das kann ich. Auf eine abstrakte Art kann ich das, aber ich kann eben nichts fühlen dabei. Und dieses Verhalten habe ich ja auch anderswo. Wenn ich zum Beispiel wieder irgendwo so einen Spendenaufruf sehe für hungernde Kinder in Afrika oder so, dann ist mir das ehrlich gesagt scheisseegal. Das lässt mich total kalt. Das ist denen ihr Leben.

Aber das ist doch ein riesiger Unterschied. Wenn man hungernde oder sterbende Kinder in Filmen von Hilfsorganisationen sieht, zappt man einfach weg. Man hat das zu oft gesehen. Das berührt auch mich kaum. Hingegen... muss ich das so verstehen, dass für Sie der 15-jährige Murat, den Sie umgebracht haben, ähnlich abstrakt ist wie für mich die hungernden Kinder in Afrika?

So kann man es sagen. Es ist für mich einfach irgendwie nicht relevant, was mit dem passiert ist oder wie es mit ihm passiert ist. Da ist einfach nichts. Es ist schwer auszudrücken, wie das genau ist.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ist Ihnen bewusst, dass eines der Ziele Ihrer Therapie ist, dass Sie solche Emotionen entwickeln können? Dass Sie Reue empfinden können, Mitleid, Mitgefühl für das Opfer?

Ja.

Und möchten Sie das denn wirklich?

Auf eine Art schon, ja. Dass es mir nahegeht. Dahin möchte ich kommen. Bis jetzt ist es auf Distanz geblieben. Aber dazu brauche ich halt einfach etwas Zeit, das ist nicht etwas, was man in einem Jahr erarbeitet hat.

Aber ist Ihnen auch bewusst, dass, falls sich diese Gefühle irgendwann einstellen, Sie das komplett zerstören kann? Wenn Sie jemals wirklich erfassen werden, was Sie getan haben, dann werden Sie vielleicht nicht mehr mit sich leben können.

Jetzt verstehe ich nicht, was Sie meinen.

Sagen wir es so: Wenn ich getan hätte, was Sie getan haben, dann möchte ich nicht mehr weiterleben. Das Gewicht der Schuld würde mich zerstören.

Kann sein, ich weiss es nicht. Ich weiss nicht, wie es sein wird. Ob ich jemals diese Distanz zur Tat verlieren werde. Es ist ja vielleicht auch ein Schutzmechanismus, den ich mir aufgebaut habe. Dass ich das Opfer als Gegenstand betrachte und nicht als Person. Es hätte vielleicht alles anders ausgesehen, wenn ich das Opfer einen Tag vorher gekannt hätte. Wenn ich eine minimale Beziehung zu ihm aufgebaut hätte. Davon gehe ich jetzt mal aus.

Sie meinen, dann hätten Sie den Jungen nicht umbringen können?

Davon gehe ich jetzt mal aus.

Im Normalfall hat man Respekt vor dem Leben und der Integrität einer Person, auch wenn man sie nicht kennt.

Das ist wohl so. Aber in dieser Zeit, 2004, war ich eben so durcheinander im Kopf, dass das keine Rolle mehr spielte, dass nur noch mein eigener Egoismus befriedigt werden wollte. Alle anderen waren mir egal. Ich bin auch jetzt noch ein totaler Egoist. War es wohl auch immer.

Warum glauben Sie das?

Ich war mir immer selbst der Nächste. Ein Beispiel: Wir hatten im Militär eine Nahkampfübung, es war Nacht und kalt und ich auf dem Wachtposten. Die andern haben die Zelte eingerichtet und gearbeitet, und ich bin nach meiner Schicht einfach schlafen gegangen, alles andere war mir wurst. Ich habe auch noch nie irgendjemandem Geld gespendet, einem Bettler oder einem Hilfswerk oder so.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Aber das ist doch nichts Ungewöhnliches. Oder wollen Sie damit sagen, dass Ihnen die Armeekollegen, die Bettler und Ihr Opfer gleichermassen egal sind?

Es ist natürlich nicht die gleiche Ebene. Aber ich bin in allen diesen Situationen der gleiche Egoist. Es ging mir eben immer nur darum, was ich will, nicht was die andern wollen.

Haben Sie jemals irgendjemandem etwas Gutes getan? Ihrer Schwester vielleicht oder Ihrem Vater?

Das gab es schon mal. Selten. Aber dass ich einer Drittperson ausserhalb der Familie geholfen hätte, das weniger.

Sind Sie religiös?

Ich bezeichne mich eher als gar nicht religiös. Gut, irgendetwas gibts, das über allem steht. Einen Gott oder irgendetwas in diese Richtung wirds wohl geben.

Aber Sie haben keine Angst, dass Sie vielleicht irgendwann noch vor einem höheren Gericht antreten müssen?

Nein. Für mich gibts auch keinen Himmel und keine Hölle. Die macht man sich selber. So wie man mit den Leuten umgeht, so kommt es zurück.

Beschäftigt es Sie, was die Öffentlichkeit über Ihren Fall denkt?

Eigentlich nicht. Ich bin ja hier drin. Es tangiert mich viel mehr, wenn Kollegen hier im Gefängnis dumme Sprüche machen. Wenn ich angefeindet werde.

Aber dass die Leser dieses Interviews vielleicht denken, was ist das bloss für ein Monster, das stört Sie nicht?

Nein. Denn ich bin ja ein Monster, auf eine Art. Wenn ich mich nicht kennen würde, und ich würde von aussen auf mich schauen, würde ich das auch als Monster bezeichnen.

Was ist ein Monster? Wann ist jemand ein Monster?

Schwer zu sagen. Wenn jemand gefühllos ist. Grundlos mordet. Alles, was ich gemacht habe.

Hatten Sie je den Gedanken, ob Sie überhaupt das Recht haben weiterzuleben?

Darüber habe ich nie nachgedacht.

Es gibt Länder, in denen eine Tat wie Ihre wohl mit dem Tod bestraft worden wäre.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Gut, ich bin froh, dass es die Todesstrafe hier nicht gibt. Andererseits: Wäre ich jetzt draussen und müsste das bei jemand anderem entscheiden, der ein Delikt wie meines begangen hat, würde ich es vielleicht auch fordern.

Wenn es die Todesstrafe gäbe in der Schweiz, hätten Sie sie verdient?

Ja und nein. Meine Tat war sehr schwer. Aber es war mein erster Mord, meine erste Straftat überhaupt. Eine zweite Chance soll jeder haben. Aber wenn ich jetzt drei oder vier Leute oder nur schon einen zweiten umgebracht hätte, dann ja. Dann müsste ich selber sagen, weg mit dem Mann. Alles andere ist zu gefährlich, denn ich könnte mich nicht ändern. Dann besser zack bumm, Sache erledigt. Aber dann nicht noch zwanzig Jahre warten, sondern dann muss es innerhalb einer Frist passieren. Ich finds fast noch schlimmer, wenn einer jahrzehntelang in der Todeszelle sitzen und warten muss. Wenn es keine Zweifel an der Schuld gibt, soll es innerhalb eines Jahres passiert sein.

Da sind wir wieder am Anfang unseres Gesprächs, beim Gnadentod. Sie empfinden es als gerechter, jemanden zu töten, als ihn ewig «leiden» zu lassen.

Ist doch für alle Beteiligten besser. Es ist ja auch eine Kostenfrage. Irgendeinen zwanzig Jahre einbuchen und dann doch umbringen, das rentiert sich nicht.

Die Kostenfrage stellt sich auch ohne Todesstrafe. Ihr Therapeut sagt, dass ein Fall wie Ihrer die öffentliche Hand mehr als eine halbe Million Franken pro Jahr kosten kann, rechnet man alles zusammen. Prozesskosten, Strafvollzug, Medikamente, Therapie.

Das hat er mir auch schon gesagt. Bei jeder Spritze, die er mir gibt, hält er mir das Preisschild vor die Nase. Ich weiss aber nicht, wie ich darauf reagieren soll. Ich kann nur sagen, dass es billiger wird, wenn sie mich irgendwann wieder rauslassen. Obwohl ich das nicht verlangen kann, das weiss ich.

Haben Sie noch Ziele?

Eben, mein grosses Ziel ist, dass ich hier nicht achtzig werde, dass ich irgendwann wieder in Freiheit herumlaufen kann. Vielleicht in 15, vielleicht in 25 Jahren. Wenn ich für die Allgemeinheit keine Gefahr mehr darstellen würde. Das muss dann der Richter entscheiden, zusammen mit den Therapeuten.

Haben Sie bereits Pläne für ein späteres Leben in Freiheit?

Nein. Das ist zu weit weg und zu unsicher. Vielleicht könnte ich irgendwann wieder als Maler arbeiten, wenn man jemanden findet, der einen nimmt. Höchstwahrscheinlich müsste ich aber zum Sozialdienst gehen, denn mit 20 Jahren Knast oder mehr ist man nicht mehr gross vermittelbar.

Möchten Sie den Lesern zum Schluss noch irgendetwas mitteilen?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Eigentlich nicht. Oder doch: Aus dem Internet weiss ich, dass es ziemlich viele Leute gibt, die solche Gedanken haben, wie ich sie hatte. Wenn jetzt einer von denen das hier lesen sollte, dann möchte ich ihm sagen, dass er Hilfe suchen soll, zu einem Therapeuten gehen soll. Ansonsten werden wir uns vielleicht kennenlernen, die Zelle neben meiner ist noch frei. Und noch was. Sagen Sie den Leuten draussen, dass niemand mehr Angst haben muss vor mir. Meiner Meinung nach bin ich schon jetzt nicht mehr gefährlich. Aber ich weiss, das müssen andere beurteilen

Kastriert

Der Täter ist bereit, jedes Risiko, das er darstellt, auszuschalten. Die Geschichte des Mörders Rolf Hagen

Teil 3: Schuld und Sühne

Kleines Malheur im Gerichtssaal auf Schloss Thun: Der Schlüssel zu den Fesseln an den Füssen von Rolf Hagen bleibt unauffindbar. Der Gefangene entsteigt draussen einem mehrfach vergitterten Sicherheitsfahrzeug, das ihn von der Strafanstalt Thorberg hierher brachte. Umrahmt von vier Polizisten truppelt er mit kleinen Schritten, zu denen ihn die Fussfesseln zwingen, in den Verhandlungsraum und nimmt Platz. Vor ihm sitzen fünf Richter, hinter ihm sein Fürsprecher und der Staatsanwalt, und lägen nicht diese dicken Wolken über dem Thunersee, so könnte Hagen durch die grossen Fenster den mächtigen Niesen sehen, den dreieckigen Berg, der aussieht wie ein Vulkan. Man löst ihm die Handschellen, er reibt sich die Handgelenke, die Füsse bleiben aneinandergelockt. «Ist mir gleich», bescheidet Hagen dem Gerichtspräsidenten Peter Moser, der um Nachsicht bittet für das Ungemach. Rolf Hagen, 37, von Winterthur, Maler und später Berufsmilitär, reueloser Triebmörder und paraphiler Sadist, ist ohnehin nicht der Typ, der vornehm die Beine übereinanderschlägt, wenn er sich hinsetzt.

Das Gericht hat an diesem 27. März des Jahres 2008 die Frage zu beantworten, ob der für seine Taten längst verurteilte Hagen in Zukunft verwahrt bleiben soll oder nicht. Ob er therapiefähig ist oder nicht. Was der Rechtsstaat tun soll mit einem wie ihm.

Richter: «Möchten Sie sich zum Entscheid, den wir heute treffen werden, vorab äussern?»

Hagen: «Eigentlich nicht. Ich hoffe einfach, dass es möglichst positiv für mich herauskommt.»

Richter: «Und was wäre positiv?»

Hagen: «Wenn der 59er kommt.»

Rolf Hagen hat seine Paragrafen gelernt. Vor zwei Jahren war er vom selben Gericht aber nach altem Gesetz zu einer lebenslänglichen Haftstrafe und anschliessender Sicherheitsverwahrung verurteilt worden. «Anschliessend» deshalb, weil «lebenslänglich» bei guter Führung nach fünfzehn Jahren verbüsst sein kann. Wird das

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Urteil heute bestätigt, kommt Hagen wohl nie mehr raus. Die Verwahrung nach Artikel 64 ist jedoch nach neuem Gesetz, das seit 2007 gilt, bei Tätern mit schweren psychischen Störungen nur noch dann auszusprechen, wenn eine Therapie «keinen Erfolg» verspricht. Bestehen aber Erfolgsaussichten, so muss das Gericht Artikel 59 anwenden und eine «stationäre therapeutische Massnahme» anordnen, also eine Behandlung des Täters innerhalb einer geschlossenen Einrichtung. Aus dieser kann der Täter bedingt in die Freiheit entlassen werden, sobald die Experten zum Schluss kommen, dass keine Gefahr mehr von ihm ausgeht.

«Den verwahren wir»

Keine Gefahr mehr? Von einem, der selbst sagt, er wäre mit grosser Wahrscheinlichkeit zum Serienmörder geworden, hätte man ihn nicht gefasst? Stefan Schmutz, Rolf Hagens Anwalt, ist Tage vor der Verhandlung wenig optimistisch. «Ich fürchte», sagt er, «man wird zu Härte neigen.» Zwar ist die 2004 angenommene radikale Volksinitiative für «Lebenslange Verwahrung» noch immer toter Buchstabe, weil sie sich bislang nicht völkerrechtskonform umsetzen lässt. Aber der gesellschaftliche Druck, der seit dem Zollikerberg-Mord und durch die Verwahrungs-Debatte entstanden ist, hat zu einer verschärften Praxis geführt. Einmal Verwahrte kommen heute kaum mehr frei. Auch Rolf Hagen selbst zeigt bei einem Gespräch vor dem Prozess wenig Zuversicht: «Die Richter werden sich doch sagen: «Den Hagen, den verwahren wir, dann sind wir ihn los.»»

Als der Staatsanwalt hinter Hagens Rücken sein Plädoyer mit einem Shakespeare-Donnerwort eröffnet – «Mord ist der Wollust nah wie Rauch dem Feuer!» –, sinkt der Gefangene ein Stück tiefer in seinen Stuhl.

Testosteronspiegel auf null

Wochen zuvor: Besuchstermin im Haus A der Strafanstalt Thorberg bei Krauchthal, 2. Stock, Einzelzelle 218. Im Gemeinschaftsraum, in den alle Zellen münden, gibt es einen Tischfussballkasten und eine Pingpongplatte, zwei verzagte Topfpflanzen klettern an Drähten entlang dem Licht entgegen, das von weit oben durch dickes Glas fällt.

Es ist eng in dem Raum, in dem Rolf Hagen lebt. Es gibt ein Bett, ein Pult und einen Schrank. Drei Schritte sind es vom Bett zur Tür, zwei Schritte zur Kloschüssel. Auf dem Schrank stehen mehrere Jahrgänge der Zeitschrift «National Geographic», für die Reisen im Kopf, und eine mit Campinggas betriebene Kochplatte, die Hagen, wenn er sie benutzen möchte, auf seine Schreibplatte stellen muss, für den ersten Tee am Morgen oder wenn er sich etwas kochen will. Ein paar notwendige Kochzutaten stehen der Wand entlang aufgereiht auf dem Pult: Maggi-Flüssigwürze, Zitronensaft-Konzentrat, Jura-Salz, Migros-Budget-Zucker, ein Glas Nutella. Es gibt einen kleinen Computer, einen kleinen Drucker, einen kleinen Fernseher und eine kleine Stereoanlage. Über dem Bett hängen zwei Fotos seiner Mutter, daneben ein von Hagen im Gefängnis gemaltes Sehnsuchtsbild: eine graue Mauer, darüber der blaue Himmel, darin die gelbe Sonne. Ein goldener Bilderrahmen zeigt eine Stadtansicht bei Nacht, «das ist Dubai

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

oder Abu Dhabi, ich weiss es nicht genau». Ein Mithäftling, der entlassen wurde, hat Hagen das Foto zum Abschied geschenkt.

Seit Dezember letzten Jahres wird Rolf Hagen ein neuartiges Präparat verabreicht, das die Bildung des männlichen Sexualhormons Testosteron verunmöglicht. «Natürlich habe ich eingewilligt, so etwas geht nur freiwillig», sagt er. Als ihm sein Therapeut von dieser Möglichkeit erzählte, habe er rasch zugesagt, sagt Hagen, «denn ich wollte ja meine Gewaltfantasien loswerden». Und er wollte dem Gericht beweisen, dass er sich ändern will. «Dass ich nicht nur davon spreche. Dass ich wirklich etwas tue. Also hab ich es getan.»

Dezember 2007, der Therapeut setzt dem Patienten die erste Depotspritze Lucrin, das eigentlich der Behandlung von Prostatakrebs dient, ins Unterhautfett und vermerkt alles auf dem Kontrollblatt. Der Wirkstoff Leuprorelin wird freigesetzt und überlistet Hagens Gehirn. Es kommt zunächst zu einem Hormonschub, danach aber stellen die Hoden ihren Dienst ein, und schon nach kurzer Zeit sinkt der Testosteronspiegel des Patienten auf Kastrationsniveau.

«Ziemlich schlagartig» sei die Wirkung gewesen, so Hagen. «Da unten geht bei mir jetzt gar nichts mehr, da ist tote Hose, kann man sagen.» Er verspüre keinerlei sexuelles Begehren mehr. Er könne auch keine Erektionen mehr haben, keine Ejakulationen, nichts. Nicht aus Lust, sondern aus Interesse versuchte er zu masturbieren, ohne Effekt. Er blickt hinunter zu seinem Schritt: «Da unten ist wirklich nur noch zum Wasserlassen.»

In den drei Jahren, die Hagen zuvor ohne Hormonbehandlung im Gefängnis verbrachte, haben ihn seine Gewaltfantasien oft den ganzen Tag verfolgt. Die Bilder und Szenen vom Würgen, Erstechen und Aufschlitzen junger Männer, die er, noch in Freiheit, hundertfach auf seinem Computer zur Verfügung hatte und die er in die Tat umsetzte, als er 2004 den 15-jährigen Murat Yildiz ermordete – sie waren nicht plötzlich verschwunden aus seinem Kopf, als er in Haft kam. Sie bedrängten ihn während der Spaziergänge im Hof, während des Essens in der Kantine und während seiner Tätigkeit in der Anstaltsmalerei. Und wenn «wieder mitten bei der Arbeit so ein Schub kam», sagt Hagen, dann wollte er am liebsten in die hinterste Ecke verschwinden, um zu masturbieren. Um die Bilder «wegzuwachsen». Aber das sei natürlich nicht möglich gewesen, «weil irgendeiner läuft garantiert vorbei».

Entmannung als Befreiung

Abends in der Zelle schrieb er sich dann manchmal auf dem Computer seine schwarzen Gedanken vom Leib, «rabiante Geschichten», wie er sagt, hingeschrieben ohne Punkt und Komma und niemandem zur Lektüre zumutbar. Oder er suchte im Fernsehen nach zusätzlich anregenden Bildern, die zahlreichen CSI-Serien waren hilfreich, die forensischen Krimis mit den vielen Leichen auf den Seziertischen, «das ist eben etwas Schönes in meinen Augen». Er prüfte in den Fernsehzeitschriften, ob einer seiner Lieblingsfilme kommt, «Doktor Schiwago» zum Beispiel, «denn da gibt es eine Szene, die mich erregt, wenn sie die Kadetten im Maisfeld abschiessen». Oder auch den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kostümfilm «Henry V», bei welchem Hagen auf den Moment wartete, «wenn die Knaben von den Franzosen abgeschlachtet werden, und dann kommt eine Kamerafahrt über die Opfer hinweg». – Nicht erst seit dem Mordfall in Pöschwies im Januar dieses Jahres, als ein verurteilter Sexualstraftäter einen Mithäftling umbrachte, galt Rolf Hagen den Experten auch «intramural als rückfallgefährdet»: Selbst hinter Mauern stellte er ein Sicherheitsrisiko dar.

Die chemische Entmannung erlebt Hagen als «eine riesige Befreiung». Die Fantasien, die ihn bedrängten, sind verschwunden. Er könne sich jetzt auf andere Sachen konzentrieren, könne effizienter arbeiten, seine Interessen seien breiter geworden, er lese wieder mehr. Es gebe eigentlich nur einen Nachteil: «Gelegentliche Langeweile.» Das hat Hagen auch seinem Therapeuten, Ralph U. Aschwanden vom Forensisch-Psychiatrischen Dienst der Universität Bern, erzählt. Aschwanden erinnert sich: «Er wird kastriert, und das Erste, worüber er klagt, ist Langeweile! Da erst wurde mir klar, wie sehr diese Fantasien sein Denken und Handeln bestimmt haben. Und jetzt war sein Kopf plötzlich wie leer. Er wusste zuerst überhaupt nicht, was er nun den ganzen Tag denken und tun sollte.»

Verwundert und erleichtert zugleich stellt Hagen fest, dass ihn die früheren Schlüsselreize nun völlig kalt lassen. «Ich kann jetzt auch hübsche Buben anschauen, da passiert rein gar nichts mehr.» Er kann mittenachts in seiner Zelle das allabendliche Erotikmagazin «Watchme TV» des Lokalsenders TeleBärn einschalten (ein auf dem Thorberg sehr beliebtes Angebot), es können dort junge Männer in Badehosen am Strand zu sehen sein, Bilder, nach denen er früher gierte, und es ist ihm «einfach nur noch völlig egal». Er ist jetzt ein Wesen ohne Libido. Das macht ihn frei von der Angst, dass er erneut die Kontrolle über sich verlieren und wieder etwas passieren könnte. «Weil es im Kopf schlicht keinen Ausschlag mehr gibt dazu.»

Dafür bemerkt er nun eine plötzliche neue Empfindsamkeit. Er habe in seinem Leben vorher noch kein einziges mal Tränen vergossen im Kino, «und jetzt bin ich dauernd am Heulen vor dem Fernseher». Kürzlich hat er etwa auf SF 1 das Hollywood-Drama «Mr Holland's Opus» um einen alternden Musiklehrer gesehen. Und der kaltblütige, reuelose, empathieunfähige, gefühlstaube Mörder Rolf Hagen blickte zum Bildschirm: und weinte.

«Er bleibt ein Mensch»

Testosteron ist ein mächtiger Stoff. Es sorgt für den starken Muskel- und Knochenbau des Mannes, führt zum grossen Kehlkopf und damit der tiefen männlichen Stimme, bewirkt die männliche Bart- und Körperbehaarung, bestimmt die körperliche und sexuelle Leistungsfähigkeit des Mannes. Es dirigiert dessen auf Eroberung ausgerichtetes Paarungsverhalten und steuert seine Aggressivität. Ein Mann ohne Testosteron ist kein Mann. «Aber er bleibt ein Mensch!», sagt Dr. Aschwanden, überzeugter Verfechter der Kastrationstherapie für Sexualdelinquenten; rückfällige Sadisten, Pädophile und Vergewaltiger. Er sagt: «Es liegt am Testosteron, dass 95 Prozent der Gefängnisinsassen männlich sind.» Er sagt auch: «Hätte man Anfang der Siebzigerjahre nicht aufgehört mit der chirurgischen Kastration, hätten diverse

Rückfalldelikte verhindert werden können.» Psychotherapie alleine bringe bei rückfälligen Sexualstraftätern wenig, «es erregt sie eher noch, immer wieder über ihre Taten zu reden».

Rolf Hagen muss sich das Medikament für den Rest seines Lebens spritzen lassen. Bei einem Abbruch der Therapie steigt der Testosteronspiegel wieder an, die Männlichkeit kehrt zurück und damit wahrscheinlich auch der alte Wahn. Sollte der Gefangene jemals wieder freikommen, so müsste er das Medikament weiterhin in kontrolliertem Rahmen zu sich nehmen. Verschiedene Sicherheitsmassnahmen sind für solche Fälle in Diskussion: elektronische Fussfesseln und Electronic Monitoring zur dauerhaften Überwachung; unangemeldete Hormonkontrollen wie in der Dopingbekämpfung; eine zentrale Datenbank, die alle kastrierten Sexualstraftäter enthält, um Ärzte vor einer «versehentlichen» Testosteron- Injektion zu warnen.

Etwa jeder fünfte verurteilte Sexualstraftäter, so ergaben verschiedene Studien, steht innerhalb von fünf Jahren erneut wegen eines gewalttätigen Sexualdelikts vor Gericht. Die Rückfallquote bei der chirurgischen Kastration, bei der die Hoden entfernt werden und die bis vor vierzig Jahren auch in der Schweiz regelmässig angewandt wurde, betrug nur rund drei Prozent. Für die neuartige Lucrin-Hormontherapie fehlen noch verlässliche Zahlen, Experten erwarten jedoch für die chemische Kastration eine ähnliche Erfolgsquote wie bei der chirurgischen. Auch konservative Schätzungen gehen davon aus, dass sich mittels Kastration und begleitender Psychotherapie die Rückfallrate bei Sexualstraftätern mindestens halbieren lässt.

Weiblicher Hormonhaushalt

Nebenwirkungen? «Eine ganze Menge», sagt Hagen. Am Anfang hatte er Hitzewallungen und Nachtschweiss. Weil bei Lucrin-Patienten brüchige Knochen drohen, erhält er zusätzlich ein Medikament gegen Osteoporose. Nach ein paar Jahren der Behandlung werden Penis und Hoden schrumpfen, Hagen wird irreversibel zeugungsunfähig sein. «Dafür werde ich nie eine Glatze kriegen», sagt er und lacht: Verstärkte Kopfbehaarung ist eine der angenehmen Nebenwirkungen. Mit der Zeit wird sich sein Fettgewebe anders verteilen; er kriege dann «wahrscheinlich mehr so die weiblichen Pölsterchen», sagt Hagen. Um eine Brustbildung zu verhindern, wird sein Oberkörper prophylaktisch bestrahlt. Um möglichen Langzeitnebenwirkungen vorzubeugen (Gewichtszunahme, Antriebsarmut, Gedächtnisabnahme), erhält er das weibliche Sexualhormon Östradiol. Sein Therapeut sagt: «Hagen ist nun ein kastrierter Mann mit männlichem Äusseren und männlichem Gehirn, aber mit weiblichem Hormonhaushalt.»

Rolf Hagen ist das alles «vergleichsweise egal». Auch die Tatsache, dass er kastriert ist, stört ihn «eigentlich kaum». Er empfindet sich noch immer als Mann, «ich wüsste auch gar nicht, wie ich mich sonst empfinden sollte». Er weiss nichts zu berichten von versehrtem Stolz, den er eh nie hatte, noch von verletztem Selbstwertgefühl, das er auch nie besass. Er kann mit solchen Fragen nichts anfangen. Er ist einfach nur erleichtert, enthoben von seinem dunklen Trieb, der ihn hinter diese Mauern führte. Wo er wieder weg möchte, irgendwann. Und er glaubt, dass die Kastration seine einzige Chance ist,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

«dass ich hier nicht im Sarg rausgetragen werde. Sondern früher rauskomme.» Rolf Hagen sagt: «Man wird hoffentlich irgendwann zum Schluss kommen, dass ich keine Gefahr mehr darstelle für die Öffentlichkeit. Das hoffe ich.»

In dubio pro curatione

Auf Schloss Thun kehrt das Gericht von der Beratung zurück. Die Entscheidung ist gefallen. Der Gerichtspräsident verkündet seinen Beschluss mit hörbarem Bedauern. Er beginnt seine Sätze mit Formeln, die den Staatsanwalt um Verzeihung zu bitten scheinen. «Es ist uns nicht leicht gefallen, aber –» «Es blieb uns gar keine andere Wahl als –». In dubio pro curatione, im Zweifelsfall für die Therapie, hatte der Verteidiger gefordert – und wider Erwarten Recht bekommen. Die Verwahrung wird aufgehoben, eine therapeutische Massnahme angeordnet. Zum Häftling Hagen gewandt, sagt der Richter schliesslich: «Obwohl wir Ihnen heute entgegenkommen, bin ich zu hundert Prozent überzeugt, dass Sie das Gefängnis so bald nicht verlassen werden.»

Der Grund für das Urteil ist klar. Rolf Hagen sind in einem neuen Gutachten aufgrund der Kastrationstherapie günstige Entwicklungsaussichten beschieden worden. Man glaubt nun, seine «schwere Störung der sexuellen Präferenz mit sadistischen Gewalt- und Tötungsfantasien» in den Griff zu kriegen. Man glaubt, ihn dauerhaft unschädlich machen zu können. Es gibt für ihn jetzt ein mögliches Ende der Haft: frühestens im Jahr 2019, nach Ablauf von fünfzehn Jahren seit Strafantritt.

«Merci vielmal», sagt noch Rolf Hagen kaum hörbar zum Gericht, als er aus dem Saal geführt wird.

Ein Mustergefangener

Hans Zoss, Direktor der Anstalten Thorberg, sagt, er habe Verständnis für die Richter, die lieber therapieren als verwahren. «Da blickt ein Richter aus seinem Fenster, sieht den taubenetzten Spinnenfaden im Morgenlicht, den Silberstreifen am Horizont. Und er denkt: Einen Funken Hoffnung soll der Mensch haben.» Zoss, ein baumlanger Herr mit Schnauz und Brille, war früher Pfarrer in der Berner Heiliggeistkirche, er redet gern in Bildern. In seinem Büro im alten Herrenhaus auf Schloss Thorberg steht ein mächtiges Stehpult, aus gesundheitlichen Gründen, Zoss hats mit den Knien: Dennoch wird man den Gedanken nicht los, hier habe einer die Kanzel nie verlassen.

Auch im Fall des Rolf Hagen, der vielleicht eines der kaltblütigsten Verbrechen der Schweizer Kriminalgeschichte begangen hat, hält Zoss den neuen Richtspruch für angemessen. Er kennt diesen Häftling gut, besser als die meisten anderen seiner 178 Anvertrauten, «wenn einer mit so einer Tat kommt, dann schaut man ihn sich an». Er schildert Hagen als Mustergefangenen. Mache keine Probleme, lebe eher zurückgezogen, habe noch nie ein Disziplinarverfahren gehabt. Die Arbeit in der Anstaltsmalerei verrichte er zuverlässig und selbstständig, er habe mittlerweile sogar eine Vorarbeiterfunktion. Zoss erkennt bei Rolf Hagen auch «den klaren Willen, am Delikt zu arbeiten». Die Hormontherapie, zu der es auch Zoss' Einwilligung bedurfte,

habe sich bereits jetzt gelohnt, «er ist seine Fantasien los und damit weniger gefährlich».

Dass die Kastration ein radikaler Eingriff ist, weiss der Theologe Zoss. Es ist staatliche Korrektur am Körper von Menschen, die einen Konstruktionsfehler aufweisen. Wie freiwillig der Entschluss des Gefangenen ist, bleibt umstritten, sagt er doch vor allem deshalb Ja, weil er sonst keine Chance mehr hat auf die Freiheit. Im Kanton Bern sind Rolf Hagen und ein weiterer Thorberg-Insasse seit Jahrzehnten die ersten Fälle ihrer Art, im Kanton Zürich gibt es derzeit fünf weitere, in Basel sechs. In anderen Ländern wie Kanada, USA, Deutschland und Dänemark wird die Methode bereits seit den Neunzigerjahren zunehmend praktiziert. Polen diskutiert derzeit sogar über Zwangskastration.

«Es braucht natürlich immer eine Gesellschaft, die diesen Umgang mit ihren Straftätern gutheisst», sagt Hans Zoss. Und die Würde des Täters ist antastbar. Er glaubt aber, dass die Gesellschaft einen berechtigten Anspruch hat auf Sicherheit vor solchen Delinquenten. «Und das ist es, was wir tun hier oben: Wir produzieren Sicherheit.»

Das Böse als Biologie

Das Programm in Hagens Gehirn, das Lust und Mord verbindet, ist weiterhin vorhanden – aber durch die Kastration blockiert. «Würde sie rückgängig gemacht, würde er sehr wahrscheinlich wieder töten», erklärt Psychiater Aschwanden. Er stellt zur Anschauung ein Modell des menschlichen Gehirns auf den Tisch. 200 Milliarden Nervenzellen sind da drin, jede Zelle hat 20 000 Verknüpfungen, jede Verknüpfung ist eine Information. Aus einem solchen Netzwerk wird mit der Zeit ein ausgetretener Pfad, und bei Hagen verläuft irgendwo eine ganze Autobahn, die in einen Abgrund führt. Diese Disposition bestimmt sein Handeln. Wie es zur Fehlverknüpfung kommen konnte, vermag die Neurologie erst vage zu beantworten, ein Teil ist Veranlagung, ein Teil ist eingeübtes Verhalten, jahrzehntelanges falsches Denken. Das Böse, eingebrannt in seinem Kopf.

Hagen, nur ein willenloses Instrument seiner grauen Zellen? Es ergibt sich daraus eine andere, grössere Frage, die grösste, der die Justiz in Zukunft gegenüberstehen wird: Handeln Menschen, die ein entsetzliches Verbrechen begehen, aus freiem Willen, oder treibt sie vielmehr ihr krankhaftes Gehirn zur Tat? Wenn es das Neuronengewitter in Rolf Hagens Kopf war, das ihm erlaubte zu töten, wie kann er dann überhaupt schuldig sein? Schon im ersten Gutachten war ihm eine «verminderte Steuerungsfähigkeit» beschieden worden, während er allerdings «voll einsichtsfähig» gewesen sein soll. «Der Schritt zur Tat war quasi vorprogrammiert», sagt das Gutachten, «die Freiheit, zurückzutreten, eingeschränkt.» Hagen konnte demnach zwar erkennen, was er tut, aber nicht verhindern, dass er es tut. Die «Einsicht in das Unrecht der Taten» sei jedoch «zu jedem Zeitpunkt vorhanden gewesen», schliessen die Experten weiter. Nur, was bedeutet Einsichtsfähigkeit in Recht und Unrecht bei einem Menschen, dessen Gehirn kein Mitgefühl produziert? Hagen wusste, dass er tötet, aber seine psychische Störung liess gar nicht zu, dass er dem Leben seines Opfers irgendeinen Wert beimessen konnte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das Gericht hat 2006 bei der Hauptverhandlung die «verminderte Schuldfähigkeit» Hagens zwar anerkannt, «was klar zu einer Strafreduktion zu führen hätte», wie es in der Urteilsbegründung ausdrücklich heisst. Diese wurde jedoch wieder aufgehoben durch seine anderen Vergehen: den vorangegangenen versuchten Mord und die Vorbereitungshandlungen zur Tat. Minus eins plus eins gibt wieder null, also keine Gnade: eine Milchmädchenrechnung, Ausdruck juristischer Hilflosigkeit.

Abscheulichste Täter werden heute von Sachverständigen als schuldig betrachtet, nicht als krank. Der «Kannibale von Rotenburg» tötet seinen Freund und verspeist Teile von ihm. Josef Fritzl, Elektrotechniker aus Amstetten, sperrt seine Tochter 24 Jahre lang in ein Kellerverlies und zeugt dort Kinder mit ihr. Rolf Hagen sucht mit einem Mittäter im Internet nach einem geeigneten Opfer, schmiedet detaillierte Pläne für einen Lustmord, schlachtet den Jugendlichen schliesslich mit dreissig Bajonettstichen. – Niemand, sagen Hirnforscher, könne sich frei zu solchen Taten entscheiden. Ein Defekt im Kopf, unterentwickelte Stirnhirnregionen etwa, sei Voraussetzung für die Delinquenz. Das Böse sei keine Frage der Moral, sondern der Biologie.

Hans Zoss kennt diese Debatte, und er weiss, dass sie an den Grundfesten des Strafvollzugs rüttelt. Demnächst will er ein Referat mit dem Titel «Schuld und Sühne» halten, an einer Tagung, zu der auch der deutsche Psychologe Hans Markowitsch eingeladen ist, der prominenteste Wortführer der These, dass der Ursprung des Verbrechens in den Gehirnwindungen sitzt. Wodurch das ganze Schuld-Prinzip der heutigen Rechtsprechung ins Wanken gerät. Denn schuldig ist nur, wer die Möglichkeit hat, auch anders zu handeln. Hatte Rolf Hagen diese Möglichkeit?

Das kann auch Hans Zoss nicht beantworten. «Ich weiss aber: Falls wir jemals Abschied nehmen müssen vom Schuld-Begriff, verlieren wir eine Menge Macht.» Er selbst, sagt Zoss, habe eine ungeheure Macht als Vollstrecker der Strafen an 178 schuldig gesprochenen Insassen. Der Staat habe eine ungeheure Macht über seine Delinquenten. Aus diesem Grund, glaubt Zoss, werden die Ideen der Hirnforscher, auch wenn sie irgendwann zu sicheren Erkenntnissen reifen sollten, nur schwer Einfluss bekommen auf die Justiz. Zu viel steht auf dem Spiel. Schuld und Sühne sind jahrhundertalte und für das Rechtssystem unabdingbare Kategorien. Der Direktor geht noch weiter: «Der Verbrecher hat ein Recht auf Strafe», zitiert er Hegel. Wer Tätern die Schuldfähigkeit und den freien Willen abspricht, betrachtet sie letztlich nicht mehr als Menschen, sondern als Maschinen. Das, so Zoss, erscheine ihm noch schlimmer, als sie möglicherweise ungerechtfertigt für schuldig zu halten.

Und: Selbst wenn die Schuld schlecht messbar ist, bleibt immer noch die blosser Gefährlichkeit. Der Gefängnisdirektor drückt das so aus: «Muss einer unbedingt schuldig sein, damit man ihn einsperrt?» Die Umdeutung von Schuld zu Gefährlichkeit gehört auch zu den Forderungen Hans Markowitschs in seinem Buch «Tatort Gehirn»: «Sicherheit sollte die Begründung dafür sein, wenn man jemanden ein Leben lang einsperrt – nicht Bestrafung oder Rache.»

Auge um Auge

Hans Zoss kommt es aber manchmal so vor, als wäre das Hauptanliegen der Öffentlichkeit vor allem eben dieses: Rache. Auge um Auge, Zahn um Zahn, das falsch verstandene Bibelwort bekommt der ehemalige Geistliche oft zu hören, und das ärgert ihn sehr. «Schmoren lassen, das Pack!» – das sei die Haltung, die er in Briefen, Anrufen, am Stammtisch spüre. «Manchmal bin ich nicht sicher, wen ich eigentlich vor wem beschütze hier oben, die Gesellschaft vor den Tätern oder die Täter vor der Gesellschaft.» Er ist überzeugt, dass auch Rolf Hagen üble Zuschriften und Verwünschungen erhalten wird nach den «Magazin»-Berichten über ihn. In diesem Fall, so Zoss, werde er sich schützend vor seinen Gefangenen stellen.

Der Wert des Opfers

Wenn Rolf Hagen in seiner Zelle durch die Gitterstäbe hindurch aus dem kleinen Fenster blickt, kann er jetzt im Herbst, da die Laubbäume die Sicht freigeben, das Dorf Krauchthal sehen, wo seine Mitmenschen leben, die man vor ihm beschützt. Er ist entschlossen, jedes Risiko, das er darstellt, auszuschalten. Vor Kurzem haben sich an der Stelle auf seinem Bauch, wo ihm alle drei Monate die Depotspritze gesetzt wird, Knollen gebildet im Gewebe, eine allergische Reaktion. Sollte es schlimmer werden, müsste er das Medikament absetzen – und er hat bereits den Wunsch geäußert, in diesem Fall nach alter Methode chirurgisch kastriert zu werden. Man hat ihm schon alles erklärt. «Die Hoden werden ausgekratzt. Sie füllen sich mit Blut. Und dann ist die Sache fertig.»

Schonungslos gegen sich selbst, schonungslos gegen andere. Rolf Hagens Trieb ist unterbunden – doch wird er auch seine zweite Krankheit, die Absenz jedes humanen Mitgefühls, jemals überwinden? Wird er eines Tages verstehen, was er verbochen hat? «Tief in seinem Innersten weiss er es», glaubt Hans Zoss – womit er allerdings sämtlichen Gutachtern widerspricht. Er gibt denn auch zu, dass seine Haltung wohl mehr Glaube ist als Wissen, die Hoffnung des Theologen vielleicht, in jedem Gotteskind schlummere irgendwo ein guter Kern.

Die Hormontherapie hat Rolf Hagen zugänglicher gemacht für die begleitende Psychotherapie, dennoch kann er in sich noch immer keine Spur von Reue entdecken, so sehr er sich müht. Er hat ein Leben ausgelöscht. Sein Therapeut, so berichtet Hagen, habe ihm einmal, als es darum ging, seine Empathie zu trainieren, die Frage gestellt, wie viel das Leben dieses Jungen wohl wert gewesen sei, in Geld. Hunderttausend Franken? Eine Million? Zehn Millionen? Sie kamen darauf, dass es ja nicht nur Murat Yildiz war, den Hagen schädigte, sondern auch dessen Mutter, Vater, Geschwister, Verwandte. Deren Trauer wäre aufzuwiegen in dieser Rechnung. Sie kamen auch darauf, dass es womöglich Mitschüler gibt, die den «Fall Murat» nicht unbeschadet überstanden haben, oder Lehrer, die ihrem Beruf nicht mehr gleich nachgehen können seither; die Kette der Opfer ist lang. Sie kamen vielleicht auch darauf, dass es ja nicht nur Murat Yildiz nicht mehr gibt, sondern auch alle dessen Möglichkeiten. Die Arbeit, die er verrichtet hätte, wäre einzuschätzen, und auch das Unternehmen, das er vielleicht gegründet hätte. Der Verlust all jener, die ihm nun nicht begegnen, wäre hochzurechnen,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

die Freude, die er nicht bereiten, die Geliebten, die er nicht haben, die Kinder, die er nicht zeugen wird.

«So kamen wir darauf, dass man das nicht beziffern kann. Dass dieses Leben unbezahlbar war.»

Rolf Hagen hat das eingesehen. Empfunen hat er nichts dabei.